

Wie die Bauern der Lüneburger Heide früher lebten
und wirtschafteten.

Die Heidehöfe sind im Gegensatz zu den Höfen in Gegenden mit fruchtbarerem Boden breit und behäbig angelegt. Den Mittelpunkt bildet das Bauernhaus. Es ist im niedersächsischen Stil aus Fachwerk erbaut, das Dach ist mit Stroh oder Reth gedeckt, das Fundament besteht aus Feldsteinen, die Ständer, Riegel und Balken sind aus kernigem Eichenholz gefertigt. In früherer Zeit waren die Fächer der Wände durch Flechtwerk mit Lehmputz ausgefüllt. Man wand Ruten um die Staken, so entstand die Bezeichnung "Wand". Damit der Lehmputz besser hielt, vermengte man ihn mit kurzgeschnittenem Stroh. Das ist dasselbe Verfahren, wie es alljährlich die Schwalben beim Nestbauen anwenden und der moderne Baumeister beim Eisenbeton. Erst in späterer Zeit wurden die Fächer mit Ziegelsteinen ausgemauert, die Giebelwände oft in bunter Steinsetzung. Häufig findet man darunter auch einen "Donnerbesen", der das Haus vor Blitzschlag und anderem Unheil schützen sollte, so zum Beispiel in der Giebelwand des "Heidemuseums" in Wilsede. Der niedersächsische Bauer lebte früher mit seinem Vieh unter einem Dach. Nur die Schafe bekamen ein besonderes Stallgebäude, weil sie in größerer Anzahl gehalten wurden. Wohn- und Viehende des Hauses wurden durch den "Flett" getrennt. Den Hauptteil des Viehendes nahm die große Dreschdiele ein, deren Boden aus Lehm gestampft war. An den beiden Seiten lagen die Viehställe. Durch die große Tür konnte man mit dem Kornwagen auf die Diele fahren. Durch die Luke wurden die Garben mit der Forke auf den Boden gereicht, im Winter wurden sie wieder durch die Luke auf die Diele geworfen, dort ausgebreitet und mit dem Dreschflegel gedroschen.

Mitten im Flett lag die offene Feuerstelle, die von einem rahmenähnlichen Holzwerk, dem "Rähmen" überdeckt war und als Funkenfänger diente. An ihm hing an einer Kette der verstellbare eiserne Kesselhaken mit dem großen Kessel, in dem für Menschen und Vieh gekocht wurde. Der Herd bestand aus Feldsteinen, die aufgehäuft waren und in der Mitte ein Loch für das Feuer freiließen, wie es im Flett des Heidemuseums zu Wilsede zu sehen ist. Neben dem großen Kessel hatte man auch noch kleinere, mit Füßen versehene "Gragen", die direkt auf das Feuer gesetzt wurden. Da die Häuser früher Rauchhäuser waren, also keinen Schornstein hatten, zog der Rauch, je nach der Windrichtung, durch die Seitentüren, die große Tür oder durch die Luke auf den Boden und dann durch eines der Giebellöcher (Eulenlöcher) unter den Pferdeköpfen ins Freie. Er räucherte die Schinken, Speckseiten und Würste, die unter der Flettdecke an einem Stangengerüst (im "Wiemen") hingen.

Etwa bis 1840 kannte man nur den runden Herd in der Mitte. Dann fing man an, ihn an die Stubenwand (Dönzenwand) zu verlegen und mit einem "Schwibbogen" zu ummauern. Ein derartiger überwölbter Herd wurde "Diegen" genannt.

Diegen

Vom Flett führten zwei Türen in die beiden Stuben (Dönzen), die meistens durch eine Zwischenkammer getrennt waren. In die inneren Stubenwände waren Bettschränke (Butzen) eingebaut.

Neben dem Hause stand der Ziehbrunnen (der Sot), aus dem man mittels einer Wippe das Wasser heraufholte. Die Brunnenöffnung war kunstvoll mit Feldsteinen ausgemauert, erst im vorigen Jahrhundert kamen die Zementringe zur Anwendung.

Um das Haus herum lagen die Wirtschaftsgebäude, die ebenfalls auf einem Feldsteinfundament ruhten, aus kernigem Eichenholz gefertigte Fachwerkgebäude waren und auch ein Strohdach trügen. Zu ihnen gehörten Heuscheune, Schafstall, Wagenscheuer, Backhaus, und ein oder mehrere Speicher (Korn- und Honigspeicher, Treppenspeicher).

Auf größeren Höfen standen außerdem noch ein oder zwei "Häuslingshäuser" für Deputatarbeiter.

Als im vorigen Jahrhundert nach der Verkoppelung der Viehbestand vergrößert wurde, kam noch ein Schweinehaus dazu. Alle diese Gebäude waren von Eichen umstanden. Sie schützten die Strohdächer vor Sturmschäden und zogen den Blitz an. Im Herbst lieferten sie mit ihren Eicheln den Schweinen ein begehrtes Futter. Die ganze Hofanlage war meistens mit einer dauerhaften Feldsteinmauer umgeben.

Früher wurde eine Art Dreifelderwirtschaft - Winterfrucht - Sommerfrucht - Brache - betrieben. Es war üblich, nach einmaliger Düngung mehrere Male nacheinander Roggen anzubauen, danach Hafer (Weißhafer und Rauhafer) und schließlich Buchweizen, worauf der völlig entkräftete Boden einige Jahre als Brache liegenblieb und als Weide diente. Hatte die Brache sich erholt, dann wurde im Juni die entstandene Grasnarbe in groben Schollen umgebrochen, daher der altdeutsche Name "Brachmonat" oder "Brachet" für Juni. Im Herbst wurden die inzwischen mürbe gewordenen Schollen zum zweiten Male gepflügt, und nun konnte das Land erneut mit Wintersaat bestellt werden. Um aus dem nährstoffarmen Boden einigermaßen Erträge zu erzielen, mußte kräftig gedüngt werden. Da das Vieh jedoch die meiste Zeit im Jahre auf die Weide getrieben und nur in den Wintermonaten im Stall gefüttert wurde, war die Erzeugung von Stallmist nicht ausreichend. Deshalb wurden Schafe gehalten; denn der Schafmist ist der beste Stalldünger. Die Kühe wurden vom Gemeindegirten, der in der Hirtenkate wohnte, nicht nur auf der Brache geweidet, sondern auch in den Wald getrieben, wo sie durch das Verbeißen der Triebe und der jungen Pflanzen manchen Schaden anrichteten. Dasselbe geschah auch mit den Schweinen, die im Herbst sich an den Eicheln und Bucheckern mästeten und dann geschlachtet wurden. Deshalb wurden die Eichen und Buchen als masttragende Bäume besonders gehegt. Was in früherer Zeit auf unseren Höfen erzeugt wurde, das wurde im Laufe des Jahres zum größten Teile auch im eigenen Betriebe verbraucht. Die Erträge an Korn waren in manchen Jahren so gering, daß man Brotkorn hinzukaufen mußte, da ~~das~~ noch vorhandene Vorrat notwendig

der

als Saatkorn übrigbleiben mußte. So brachten lediglich die Schnucken und die Bienen dem Bauern bares Geld ein. Die Schnucken brachten durch den Verkauf von Wolle und Schlachtieren Geld ins Haus und lieferten zu ~~den~~ eigenen Kleidung ^{der} den Rohstoff. Wachs als Beleuchtungs- und Honig als Süßmittel fanden immer guten Absatz (Lüneburger Wachsbleiche). So ist es nicht verwunderlich, daß der Schäfer und der Imker nächst dem Bauern die wichtigsten Persönlichkeiten auf den Höfen waren. Oftmals waren es jüngere Geschwister des Bauern. (Siehe Löns "Mein braunes Buch", 1. Kap.).

Der Bekannte Heimatforscher Heinrich Schulz-Egestorf schildert in seinem Vorwort zum "Lagerbuch des Amtes Winsen von 1681" mit folgenden trefflichen Worten die einfache Lebensweise der Heidebauern in früherer Zeit: "Wenn im Herbst die Heidschnucken schlachtreif waren, im Dezember die Kuh und um Lichtmeß (2. Februar) das Schwein geschlachtet war, dann war damit auch der Küchenezettel für ein ganzes Jahr fertig. In der Zeit von St. Gallen (~~17.~~^{16.} Oktober) bis Weihnachten aß man jeden Mittag mit Ausnahme von Sonntag und Donnerstag, wo es Rauchfleisch gab, Schwarzsauer vom Schaf, von Weihnachten bis Ostern Schwarzsauer von der Kuh, von Ostern bis Pfingsten Weißsauer vom Schwein, und von Pfingsten bis St. Gallen Buchweizenklöße in Öl oder mit "Speckstippels". Dann war das Kalenderjahr herum, und es beklagte sich niemand über schlechtes Essen, es sei denn, daß die Bäuerin es nicht verstand, lockere "Klüten" zu backen. Der Buchweizen hat einst in der Küche des Heidebauern eine ähnliche Umwälzung verursacht, wie ein halbes Jahrtausend später die Kartoffel. 16. OK

Bis zu den Kreuzzügen war jene Fruchtart in unserer Heimat noch unbekannt. Die Kreuzfahrer sahen sie in den Gegenden des Morgenlandes, wo es "viel Steine gab und wenig Brot" und vermuteten richtig, als sie glaubten, dieses an die Güte des Bodens nur geringe Anforderungen stellende Getreide würde auch in den sandigen Gebieten ihrer Heimat noch gut fortkommen und brachten es mit. Es gab keinen Tag, an dem kein Buchweizengericht auf den Tisch kam, sei es Buchweizengrütze in Milch, leckerer Buchweizenpfannkuchen oder Klöße (Klüten).

Zu jeder Mahlzeit kam Brot auf den Tisch, das im eigenen Backofen gebacken wurde. Alltags gab es saftiges Schwarzbrot, an den Sonn- und Feiertagen Feinbrot. Ein Hauptnahrungsmittel war auch die Milch, besonders in der Form von Milchsuppe als *Vorspeise* (Vörkost). "

Zur Herstellung der Kleidung wurden Flachs und Hanf gesät. Im Winter begann dann das Spinnen und Weben. Aus Hanf und Wolle wurde "Beiderwand" gewebt, daraus fertigte man haltbare Arbeitskleidung. "Selbstgesponnen, selbstgemacht, rein dabei, ist Bauertracht!"

Zum "Kistenpfand" (Aussteuer) einer Bauerntochter gehörte deshalb auch eine stattliche Anzahl von Ellen des selbstgewebten Leinens neben Bettlaken, Tischtüchern und Handtüchern.

Wenn heute die Bauern über die steuerliche Belastung der Höfe stöhnen, so hatten ihre Vorgänger aus der Zeit vor der Befreiung des Bauernstandes noch mehr Ursache dazu. Darüber berichtet der verstorbene Kantor Heinrich Schulz-Z-Egestorf aufgrund seiner umfassenden Forschungsarbeit im Staatsarchiv in Hannover und in dem besonders reichen Archiv des ehemaligen Lüneburger Michaelis-Klosters: "Nächst dem Landesfürsten waren Abt und Konvent des Michaelis-Klosters in Lüneburg die größten Grund- und Gutsherrn im ehemaligen Fürstentum Lüneburg."

Die Grundherrschaft bedeutet, daß das Kloster der Eigentümer des Grund und Bodens jener Güter war. Den auf ihnen wohnenden Bauern gehörten nur die Gebäude und Zäune zu eigen. Doch war auch dieser Besitz nicht uneingeschränkt. Denn ohne Bewilligung des Gutsherrn durfte keine Wand im Hause versetzt und kein Sparren neu aufgestellt werden, und im Verkaufsfalle gehörte dem Kloster noch der "dritte Pfennig", d.h. ein Drittel des für die Gebäude erzielten Kaufpreises.

Für die Nutzung des Grund und Bodens zahlte der Hofinhaber einen Pachtzins in Form von Naturalien oder Geld und verrichtete daneben Hand- und Spanndienste oder zahlte Dienstgeld. Im Laufe der Zeit hatte sich eine Form von Erbpacht herausgebildet, so daß unter normalen Umständen der Sohn dem Vater im Pacht- oder Lohnverhältnis folgte. Das Kloster hielt sogar mit Sorgfalt auf die Beachtung dieser Sitte. Selbst bei Abmeierungen war es noch bestrebt, den Kindern eines vom Hofe gejagten Bauern das Erbe der Väter später wieder zuzuwenden.

Die weitaus meisten Höfe waren sogenannte Schillingsgüter. Mit der Darreichung eines Schillings empfing der Bauer vom Gutsherrn seinen Hof zu Lehen. Mit der Rückgabe des Schillings konnte auch der Bauer das Verhältnis wieder lösen. Mit diesem alten Brauch, der eine sinn- und augenfällige Bekräftigung der zwischen Lehnsherrn und Lehnsmanne stattgehabten Abmachungen darstellen sollte, wurde es so ernst genommen, daß er sogar in den uralten Weistümern der Gogerichte Aufnahme gefunden hatte.

Im Todesfalle des Hofinhabers hatte der Erbe die Pflicht, solange der Verstorbene noch über der Erde stand, "stracks stahenden Footes" nach Lüneburg zu eilen, den Tod des Vaters im Kloster anzusagen und den Hofschilling dem den Geschäftsverkehr mit der Bauernschaft regelnden Ausreuter einzuhändigen, bei Verlust alles dessen, so unter dem Balken gefunden wurde, also der Einschlachtung. Sobald infolge eines Todesfalles oder eines durch Alter und Krankheit bedingten Rücktrittes der Hof freigeworden war, ward so rasch wie möglich die Wiederbesetzung oder Bemeierung vorgenommen. Mit Handschlag an Eides statt mußte der neuantretende Bauer feierlich geloben, die folgenden, im Jahre 1585 neu festgesetzten Bedingungen "unbeknurret und unbemurret" steif und fest zu halten: "Wer eenen Hoff oder Katen antonehmen willens is, de schall as eenen hilligen Eyd

antonehmen

mit Handslag anlowen, twischen sick un sinen Öllern, ok Swestern un Brödern Frieden to holn, den Gootsherrn sin Bestes to befördern, sin Arges aftowennen un em för Schaden to wahren." "Wer dütt alles stief und fest to holn gelowet, schall dat mit Handslag an Eydes statt bekräftigen un dann den Hoff mit eenen Schilling empfangen."

Nach der feierlichen Annahme dieser Bedingungen hatte der antretende Bauer die sogenannte "Vorhür" (Vormiete) zu bezahlen oder den Hof zu "beweinkaufen". Die Höfe des Weinkaufes (eigentlich "Winnkop" oder Hofwinnung von "gewinnen") richtete sich nach der Größe des Hofes und schwankte zwischen 3 und 30 Talern.

Neben dem Zehnten hatte der Bauer aber noch mancherlei andere Abgaben zu zahlen und Hofdienste zu leisten. Das mögen einige Angaben aus dem Lagerbuch des Amtes Winsen von 1681 beweisen:

Vogtei Pattensen.
15. Schierhorn

Peter Rademacher, 1/2 Hof. Herrenmann. - Land 48 Himten Einsaat, 2 Fuder Heu, 12 Kopf Rindvieh, 3 Schweine, 90 Schafe. - Abgabe 4 Taler 12 Schilling Dienstgeld neben dem Herrendienst, 3 Taler 9 Schilling oder dementsprechendes "Hofgut" (d.i. Schweine und Bötel), 12 Schilling 6 Pfennig Zins.

Peter Cordes, 1/2 Hof, Herrenmann - Land 48 Himten Einsaat, 2 Fuder Heu, 2 Pferde, 7 Kopf Rindvieh, 1 Schwein, 50 Schafe. - Abgabe 4 Taler 12 Schilling Dienstgeld neben dem Dienst und 11 Schilling Zins.

Hans Witte, 1/2 Hof. Herrenmann. - Land 48 Himten Einsaat, 2 Fuder Heu, 2 Pferde, 8 Kopf Rindvieh, 40 Schafe. - Abgabe wie Rademacher.

Hans Rieckmann, 1/2 Hof. Gutsherr von Schenk von Holm. - Land 36 Himten Einsaat, 2 Fuder Heu, 1 Pferd, 6 Kopf Rindvieh, zwei Schweine, 30 Schafe. - Abgabe 8 Taler Dienstgeld neben dem Dienst und 2 Taler 16 Schilling Zins.

Peter Otten, Brinksitzer. Herrenmann. - Ohne Land und Heu, 3 Kopf Rindvieh, ein Schwein, 13 Schafe. - Abgabe gibt 1 Taler Dienstgeld und 8 Schilling Zins und dient dem Amte als Zuentbieter.

Lüdeke Peters, Brinksitzer. Gutsherr die Abtei. - Land 10 Himten Einsaat, 1 Fuder Heu, 2 Kopf Rindvieh, 9 Schafe. Die Stelle ist wüst. - Abgabe 4 Taler Dienstgeld dem Gutsherrn.

Der Zehnte zu Schierhorn gehörte von Schenk zu Holm und betrug 1725 80 Taler. -

1799 gründete Joh. Dietrich Cohrs eine Brinkkotstelle. Bei vier Schierhorner Höfen finden wir die Bezeichnung "Herrenmann". Das besagt, daß der Landesherr (Landesfürst) Besitzer dieser Höfe war und die betreffenden Bauern ihre Abgaben an das Amt zu liefern hatten. Bei Lüdeke Peters ist als Gutsherr die

Abtei angegeben. Er hatte also seine Abgaben an das Michaeliskloster in Lüneburg zu liefern. Auf einen Morgen Ackerland kamen an Einsaat 2 Himten Roggen.

Brinkmann sprach über die Wirtschaftslage der einzelnen Höfe der den ... müssen mancherlei Bedenken kommen, wenn er sie die Auffora ... Verhältnissen vergleicht. Sie sind eben nur ... die damalige Wirtschaftsweise bekannt ist. Auf ... B. bei allen Höfen die geringe Zahl von Fudern ... gleich zu den Anzahl von Rindvieh, *der* ... zumal wenn man bedenkt ... damals der Anbau von Steckrüben noch unbekannt war. Man ... sich, wie es möglich war, mit solch kleinen Mengen Heu ... Rindvieh durch den Winter zu bringen. Das war nur ... weil man damals eine Stallfütterung, wie wir sie heute ... treiben, überhaupt nicht kannte! Das güste Vieh, das ... die Milch gab, sowie die Ochsen und Bullen wurden auch zur ... zeit auf die Heide oder in die Holzung getrieben. Heu ... en nur die Milchkühe, soweit der Vorrat reichte. Bei sol ... "aftfutter" darf man sich nicht wundern, wenn im Früh ... che Tiere kaum imstande waren, den Weg vom Stall bis ... ide zu gehen.

... nehmen sollten, ... ein Amtsbote,

Auf manchen Vollhöfen der Ge ... in überhaupt keine Pferde vorhanden, dort behalf man s ... Ochsen. Auffallend gering war auch die Zahl der Schweie ... den geringen Erträgen an Korn, man erntete manchmal n ... ritte oder vierte Korn, das heißt, man erntete von e ... che von einem Himten Ein- saaat nur drei oder vier Himte ... s einfach nicht möglich, auch noch Schweine durch Stal ... ett zu machen. Darum spielte die Mast in den Holzungen eine so große Rolle. Bauern- ... schaften, die an fiskalische Waldungen grenzten, hatten die Berechtigung, ihre "Dehlzucht" zur Eichel- und Buchmast in das Holz zu treiben. Die Masttrift war streng geregelt und unterlag der Aufsicht der Grund- und Holzungsherren. Vor Be- ... ginn der Mastzeit wurde der Behang der Bäume von den Herren unter Zuziehung der bauerlichen Holzgeschworenen besehen und geschätzt, ob die Mast zur Voll-, Halb- oder Viertelmast angenommen werden konnte. Danach richtete sich die Dauer der Mastzeit bzw. die Stückzahl der zu treibenden Schweine. Wer die Bestimmungen übertrat, riskierte seinen Schweinebestand. So waren nicht nur die Ortschaften Hanstedt, Ollsen, Schierhorn, Dierkshausen, Lüllau, Wiedenhof und Weihe in den Hanstedter Bergen mastberechtigt, sondern außerdem noch das Gut Holm, ferner die Dorfschaften Maschen, Horst, Freschenhausen, Ohlendorf und Marxen. Diese letztgenannten Dorfschaften hatten die Berechtigung, bei voller Mast 4 Wochen, bei halber Mast 14 Tage und bei Viertelmast 8 Tage ihre Dehlzucht in den Hanstedter Bergen einzutreiben. Man sprach bei den Schweinen von der "Dehlzucht", weil früher die wenigen Tiere in einem Stall an der Diele gehalten wurden.

erntete

Ramelsloh,

Zum "Viehbestande" des Heidebauern gehörten auch die "Immen". Nach Ausweis des Lagerbuches hat es auf den ersten Blick den Anschein, als ob die Bienenzucht im Amte Winsen nicht bedeutend gewesen ist, da bei vielen Dörfern der Heide überhaupt

keine Imkerei angegeben wird und in anderen nur auf verschwindend wenig Höfen Bienen gehalten werden. Auch die Zahl der Stöcke ist nicht groß. Doch ist zu bedenken, daß es sich bei den im Lagerbuch verzeichneten Bienenstöcken ausschließlich um die sogenannten Leibimmen (Stammbienen) handelt, die sich in günstigen Jahren durch die verschiedenen Schwärme verfünffachen konnten. Auch hat mancher Altvater, Schäfer oder Häusling nebenher seinen Bienenzaun gehabt, der nicht im Lagerbuch verzeichnet steht. Wenn dazu angenommen werden darf, daß, als noch die Heidschnuckenherden die weiten Flächen durchstreiften, die Heide besser "gehonigt" hat, als dieses heute der Fall ist, so kann man sich über die Menge des erzeugten Honigs beruhigen. Sie wird ausgereicht haben, um jede Haushaltung in Land und Stadt mit dieser damals unentbehrlichen Süßigkeit zu versorgen. Denn man benutzte den Honig nicht nur zum Brotaufstrich, sondern zum Süßen von Speisen und Getränken überhaupt, sowie ausnahmsweise auch zur Herstellung des lieblich schmeckenden Meets (Honigbier). Zucker leistete man sich in der Bauernküche nicht. Selbst in einem Haushalt wie dem des Michaelisklosters in Lüneburg, wo man neben einer Unmenge von Fischen, Schafen und Kälbern 12 Zentner Rindfleisch jährlich verzehrte, kaufte man in dem ganzen Küchenjahr 1651 nur für 7 Schilling (= 84 Pfennig) Zucker. Ja, Honig wurde so reichlich erzeugt, daß selbst in dem Brautschatz der Bauerntochter eine oder mehrere Tonnen dieses edlen Stoffes nicht fehlten, woraus zugleich erhellt, eine wie wichtige Rolle er in dem bauerlichen Haushalte von 1681 gespielt hat.

Um die Höhe der Abgaben recht einschätzen zu können, muß man bedenken, daß das Geld zu damaliger Zeit eine erheblich höhere Kaufkraft als heute hatte. Im Jahre 1559 kostete ein Himten Roggen 6 Schilling oder 72 Pfennig, 1 Himten Roggen etwa 22,5 kg, 1 Himten Roggen Einsaat = 1/2 Morgen, 1 Reichstaler = 32 Schilling, 1 Schilling = 12 Pfennig.

In früherer Zeit wurde das Korn nicht gewogen, sondern gemessen. Das Einheitsmaß war der Himten, es war ein hölzerner Eimer mit senkrechten Wänden. In meiner Kindheit sah man auf den Kornböden der Bauernhöfe noch recht häufig ein Himten-Maß stehen. Daneben rechnete man früher auch noch mit Wichhimten, Spint und Sack.

1 Wichhimten = 12 Himten,
1 Sack = 6 Himten,
1 Himten = 4 Spint.
1 *mp* = Reichstaler
1 *B* = Schilling
1 *S* = Pfennig
1 *gr* = Gutegroschen = 12 *S* = 1 *B*
1 *gr* = Silbergroschen = 10 *S*
1 *mgr* = Mariengroschen = 8 *S*
1 Reichstaler = 32 Schilling = 384 Pfennig. Der Wert des Groschens wechselte nach Zeit und Ort.

Durch die Jahrhunderte hindurch mußte das Korn mit dem Dreschflegel gedroschen werden, um anschließend dann mit der Wurfschaufel (Worpschüffel), einer kurzen Holzschaufel mit Handgriff gereinigt zu werden. Bei dem "Worpen" stand der Bauer am oberen Ende der Diele und warf eine Schaufel voll Korn nach der anderen in hohem Bogen zum unteren Ende. Auf dieser Reise durch die Luft trennten sich Körner, Unkrautsamen und Kaff voneinander. Das leichte Kaff sank zuerst wieder auf den Boden, darauf folgte der Unkrautsamen und die halben Körner. Die voll ausgewachsenen Körner aber beendeten ihre Luftreise erst dicht vor der Missetür. Die vollen Körner wurden im Sieb gereinigt (gesichtet) und in Säcke getan, das Kaff und der Unkrautsamen kamen auf den Komposthaufen, um später als Wiesendünger Verwendung zu finden.

Bei den Hofdiensten unterschied man Hand- und Spanndienste (Gespanndienste). Entweder hatte der Bauer auf dem Hofe des Gutsherrn als Tagelöhner (ohne Lohn) zu arbeiten, oder er hatte mit seinem Gespann zu erscheinen und damit für den Gutsherrn ebenfalls ohne Lohn zu arbeiten. Fand im Garlstorfer Walde eine Hofjagd statt (siehe ehemaliges Jagdschloß in Garlstorf), so hatten die Bauern in den Dörfern um den Garlstorfer Wald Jagddienste mancherlei Art zu leisten. Sie waren für die Bauern zeitraubend und beschwerlich. Der Landesfürst oder seine erlauchten Gäste ließen sich, sofern sie nicht geritten kamen, in eigenen Kutschen durch bäuerlichen Vorspann zu den Jagden heranholen und nach der Jagd wieder zurückbefördern. Ebenso lag es in der Dienstpflicht der Bauern, zur Heran- und Rückbeförderung von Jagdgeräten: Netzen, Stricken, Scheuchlappen, Grabschaufeln, Jagdzelten, Material zum Bedecken der Wolfsgruben, Futter für herrschaftliche Reitpferde usw., sowie zum Abtransport des erlegten Wildes auf gewisse Entfernungen Wagen und Gespanne bereitzuhalten. Hinzu kamen noch die Treiberdienste während der Jagd.

Um einen Vergleich mit dem heutigen Wildstand zu geben, sei mitgeteilt, daß nach den Aufzeichnungen in der Egestorfer Kirchenchronik in den Jahren 1702 und 1708 bei der Sauhatze nahe Nindorf jedesmal über 60 wilde Schweine erlegt wurden.

Stüwe
Nach langwierigen Kämpfen mit den Vertretern der weltlichen und geistlichen Großgrund- und Zehntherrn des Königreichs Hannover hatte der große Staatsminister Dr. Karl Bertram Stüwe, ehemals Bürgermeister von Osnabrück, durch sein im Jahre 1831 herausgebrachtes Ablösungsgesetz dem bis dahin unfreien Bauernstande die Möglichkeit geschaffen, sich aus den Fesseln der Gutsherrschaft zu befreien. Nachdem dann auch am 22. Juli 1833 die ersehnte Ablösungsordnung herausgegeben war, stand den Bauern der Weg offen, durch Zahlung des 25fachen Betrages des ermittelten Geldwertes der zu leistenden Naturalabgaben und Dienste ein freier Eigentümer seines Hofes zu werden. Diesem wichtigen Gesetz folgte im Jahre 1842 das Gesetz über Gemeinheitsteilung und Verkoppelung. Durch dieses Gesetz wurde der Bauer erst vollends der freie Mann auf eigener Scholle.

Eine Gemeinde folgte der anderen nach oft langwierigen, jahrelangen Verhandlungen, und heute sind von der früheren Allmende (gemeinschaftlicher Besitz, Meenheit) höchstens noch Interessentenforst, Gemeinde- Sand- und Lehmstiche übriggeblieben. Alles andere befindet sich im Privatbesitz.

mir
neue

Die Freude am Privatbesitz regte die Schaffenskraft der Bauern gewaltig an. Sie sagten sich: "Wenn ich meinen Acker nun gut pflüge und dünge, so steigere ich damit den Ertrag, und der kommt von nun an ~~mit~~ *Ertrag* und meinen Kindern ganz allein zugute". Einer nach dem anderen fing an, geeignete Flächen des Ödlandes umzubrechen und in Ackerland umzuwandeln und aus Bruch- und Moorflächen *neue* Wiesen und Weiden zu schaffen. Diese lieferten dem Vieh ein viel besseres Futter als die früheren Weideflächen in der Allmende. Die Folge davon war eine erhöhte Milchleistung. Durch die Vergrößerung der Kulturfäche konnte mehr Vieh gehalten werden. Nun wurde auch die Winterfütterung im Stalle allgemein eingeführt. Diese ergab wieder eine Steigerung des anfallenden Stallmistes. Nun konnte der Bauer reichlicher düngen als früher. Die Folge war eine weitere Steigerung der Ernteerträge, und so trieb ein Keil den anderen. Der Umfang der Betriebe und der Ernten wuchs von Jahr zu Jahr. Die Freude am eigenen Schaffen und eigenen Besitz trug vielfältige Frucht.

2
Einige Zahlen über die Entwicklung der Nutzungsfläche in der Gemeinde Nindorf am Walde seit der Verkoppelung im Jahre 1853 mögen das beweisen:

Größe der Gesamtnutzfläche	1853:	202 ha
Größe der Gesamtnutzfläche	1962:	394 ha
Zuwachs seit der Verkoppelung :		192 ha

Die erfreuliche Aufwärtsbewegung in der Landwirtschaft konnte aber nur diesen Umfang annehmen, weil schon ein Lehrmeister vorgearbeitet hatte und nun die freien Bauern nach seinem Vorbild ihre alte Wirtschaftsweise änderten. Dieser Lehrmeister war Albrecht Daniel Thaer, der Begründer der neuen Landwirtschaftsmethode, 1752 zu Celle geboren, studierte in Göttingen Medizin, kehrte nach Celle zurück und wurde ein sehr gesuchter Arzt. Als Blumenfreund beschäftigte er sich, um seine durch den ärztlichen Beruf geschwächten Nerven zu stärken, in den Mußestunden mit Blumenzucht. Diese Beschäftigung führte ihn mehr und mehr zum Nachdenken über die Natur und die richtige Behandlung der Pflanzen sowie über die Mängel der landwirtschaftlichen Betriebe in seiner Umgebung. Er sah, daß die Landwirte keine Kenntnis des Bodens und seiner Bestandteile besaßen, von dem Bau und den Bedürfnissen der Pflanzen nichts wußten und die alte Dreifelderwirtschaft trotz der erbärmlichen Erträge gedankenlos weiterbetrieben. Da sein Nervenleiden ihn auch weiterhin zur Beschäftigung mit ländlichen Arbeiten nötigte und die Landwirtschaft ihn immer mehr anzog, so kaufte er, um seine Erfahrungen im größeren Maßstabe zu prüfen und zum Nutzen der Landwirtschaft zu verwerten, einen Garten vor der Stadt mit etwas Acker und stellte hier in der Zeit, die sein ärztlicher Beruf ihm freiließ, größere Versuche an. Nach und nach dehnte er seine Wirtschaft bis auf 120 Morgen aus, baute die nötigen Wirtschaftsgebäude und richtete sich als Landwirt zweckmäßig ein.

b

Durch Verbesserung des Bodens, zweckmäßige Bearbeitung, angemessenen Fruchtwechsel, Anbau von Futterkräutern statt der Brache und kräftige Düngung, die ihm durch die Stallfütterung möglich gemacht wurde, erzielte er fast doppelte Erträge. Außerdem förderte er den Anbau der Kartoffel und gründete 1802 in Celle eine landwirtschaftliche Lehranstalt.

Sein Lehrbuch: "Grundsätze der rationellen Landwirtschaft" ist die Grundlage unserer neuen Landwirtschaft geworden. Thaers Garten und das Thaer-Seminar, die Höhere Landbau-
schule in Celle, halten ebenfalls sein Gedächtnis lebendig.

Diesem Lehrmeister der Landwirtschaft folgte dann Justus von Liebig, ein Bahnbrecher für Ackerbau und Industrie. Er wurde 1803 in Darmstadt geboren und starb 1873 als Professor der Chemie in München. Sein Fundamentalsatz lautete: "Die Nahrungsmittel aller grünen Gewächse sind unorganische Substanzen, somit Substanzen, die der toten Natur entstammen." Die Pflanzen entnehmen den Kohlenstoff mit Hilfe der Blätter aus der Kohlensäure der Luft. Die Erschöpfung der Äcker ist kein Mangel an Humus, sondern ein Mangel an Mineralstoffen: Phosphorsäure, Kali und Stickstoff. Die anderen Mineralstoffe sind fast überall genügend vorhanden. Diese Erkenntnis hat zur Industrie der künstlichen Düngemittel geführt. Unsere Heidebauern haben in ihrer konservativen Art am Alten hängend erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts mit der Anwendung des Kunstdüngers begonnen.

Durch seine Anwendung sind sie nicht mehr auf den Schafdünger angewiesen. Als dann durch die Einfuhr ausländischer Wolle und ausländischen Gefrierfleisches die Preise für die grobe Schnuckenwolle und für das Schnuckenfleisch erheblich sanken, wurde die Schnuckenhaltung unrentabel. So wurde eine Herde nach der anderen abgeschafft. In Schierhorn wurde die letzte Herde auf dem Priggenhof (Nr. 1) gehalten. Sie wurde 1889 abgeschafft. Die Schafställe auf der Heide verfielen, der Anflug kam hoch. Der Staat und die Klosterkammer in Hannover kauften große Heideflächen und forsteten sie auf. Hinzu kam um die Jahrhundertwende die Bildung von Privatforsten, und schließlich fingen die Bauern selber an, ihre Heideflächen aufzuforsten. Seit Jahren besteht der Forstverband Egestorf-Hanstedt. Er umfaßte 1954 sechzehn Waldgemeinden mit 230 Waldbesitzern und einer Waldfläche von 8346 ha. So sind unsere Bauern auch Waldbesitzer geworden, und die Lüneburger Heide ist seit der Jahrhundertwende auf dem Wege, sich in einen Lüneburger Wald umzuwandeln. Wer heutzutage noch freie Heideflächen in größerem Umfange sehen will, muß das Gebiet des Naturschutzparkes aufsuchen, wo durch die Haltung von Schnuckenherden dem Vordringen des Waldes Einhalt geboten wird. Die zahlreichen Schnuckenherden in den vergangenen Jahrhunderten haben einstmals der Lüneburger Heide ihren Stempel aufgedrückt, und der letzte Rest freier Heideflächen im Naturschutzpark Lüneburger Heide bleibt der Nachwelt erhalten, solange die vom Verein Naturschutzpark aufgestellten und von ihm geförderten Schnuckenherden tagaus, tagein darauf weiden und die Schnucken mit ihren scharfen Zähnen nicht nur durch Verbiß das Heidekraut verjüngen, sondern auch wie

früher weiterhin den Anflug von Birken, Föhren und Tannen nicht hochkommen lassen.

Mit den Schafställen verschwinden nun auch die Bienenzäune aus unserer Heidelandschaft mehr und mehr, da mit dem Verschwinden der Heideflächen die Haupt-Bienenweide verlorengegangen ist. So sind Schäfer und Imker zwei aussterbende Berufe in der Heide geworden.